

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

13.5.1923 (No. 19)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 19



13. Mai 1923

Mar Dennig / Bretten, ein Städtebild aus dem Kraichgau.

„Als Kraichgau möchte ich . . . das niedere Süßland bezeichnen, das zwischen Schwarzwald und Oberrhein eingeschaltet ist. Eine scharfe Grenze ist nur im Westen durch den Abfall zur Rheinebene gegeben.“ Mit diesen Worten sucht Dr. Fr. Meis in seiner siedlungs- und kulturgeographischen Untersuchung: „Der Kraichgau“ dieses weniger durch überwältigende Naturschönheiten als durch eine gediegene und für den Landwirt höchst erfreuliche Fruchtbarkeit ausgezeichnete Land einzukreisen. Auch mancher Bewohner der angrenzenden großen Städte mag auf seinen Sommerfahrten in den gesegneten Landstrichen um Bruchsal und Sinsheim, Bretten und Eppingen trotz aller christlichen Nächstenliebe ein wenig wehmützig festgestellt haben, daß es dem dort ansässigen kräftigen Bauernschlaa ganz sicher nicht schlechter geht als den bei allen Gehalts- und Lohn-erhöhungen immer ärmer und hungriger werdenden Städtern, und daß in dem Lande tatsächlich noch Milch und Honig fließt, wenn auch keineswegs für ihn. Aber jeder, der mit etwas Bildung, für die er sich allerdings heute nicht mehr viel kaufen kann, und mit seinem leeren Milchbüchlein belastet trüblich diesen Garzen Gottes durchwandert, darf wenigstens das erhebende Bewußtsein haben, über einen Boden zu schreiten, der die Spuren einer uralten Geschichte in sich trägt. Man braucht ja in diesem Zusammenhang nur an jenen berühmten alten Herrn, den homo heidelbergensis, zu erinnern, der sich schon vor der älteren Steinzeit mit Herden von Mammuts im Kraichgau herumgetrieben und seine letzte Ruhestätte im Elsenzthal bei Mauer gefunden hat.

Sowie der Kraichgau aus dem Dunkel der verschiedenen Vorzeitperioden in das Licht der Geschichte tritt, besteht auch Bretten schon, und an dem wechselvollen Schicksal dieses Städtchens läßt sich die oft grauenvolle Geschichte der ganzen Landschaft verfolgen. Der Ursprung der Stadt geht wohl auf die Kelten, also auf vorchristliche Zeit, zurück; die Auslegung des Namens ist strittig, am besten läßt er sich vielleicht als „Beim des Britte“ deuten. Zum erstenmal tritt Bretten urkundlich als „Bretheim“ 766 im Lorch Codex auf. In verschiedenen Lesarten wie Brettheim, Breitheim, Brettthain usw. zieht dann der Name durch die Jahrhunderte und erst um 1780 macht das ehrwürdige, klingende „Brettenheim“ dem farblosen, aber klüßigeren „Bretten“ Platz, und nur in den jüdischen Familiennamen „Breiten- und Brett-beimer“ hat sich die alte Bezeichnung noch erhalten.

Der Kraichgau als Senke zwischen Schwarzwald und Oberrhein bildete schon für die Römer eine wichtige Verbindung zwischen Rhein und Donau und wurde schon von ihnen zu einem typischen Straßenland ausgebaut, das es auch heute noch ist. Ob aber Bretten ein Kastell des Rheinlandes war, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Nach den Stürmen der Völkerwanderung und nach Verdrängung der Alemannen durch die Franzosen taucht es als christlich-fränkisches Ansiedlungsgebiet, vielleicht auf römischen Trümmern, wieder auf mit dem Heil. Laurentius, nach dem die Stifts- oder Stadtkirche heute noch heißt, als Kirchenpatron. Die höchste weltliche Gewalt über den Kraichgau lag in den Händen der Graugrafen, die gewöhnlich ihren Sitz in Bretten nahmen und es dadurch zum wichtigsten Orte der ganzen Gegend machten. Während der karo-

lingischen Wirren und der Zeit der sächsischen Kaiser verstimmt die Kunde über Bretten fast ganz, und wir hören erst wieder von ihm, als der fränkisch-sächsische Kaiser Heinrich V. eine Kirche erbauen läßt und der Hohenstaufe Konrad III. ihm Münzrecht und Mauern gibt und dadurch den Marktflecken zur Stadt erhebt, wenn auch urkundlich der Ort erst 1322 als „oppidum“ erwähnt wird.

Von den Grafen von Laufen, die um 1100 Kraichgaugrafen waren, kam Bretten an die Grafen von Eberstein. Als Wohnung diente diesen Ritters die Burg, die sicher auf dem Platze der heutigen Stiftskirche und des früheren Stein- und Icklaen Amtshauses gestanden hat; birgt doch heute der Kirchturm noch die Reste des alten romanischen Herdfrits dieser Burg in sich. Von diesen Ebersteiner Grafen ging nach mehreren Wechsel-fällen Bretten 1349 in den Besitz der Kurpfalz über, der es dann über 450 Jahre auf Gedeih und Verderb anvertraut blieb.

Der Anfang der kurpfälzischen Herrschaft war für Bretten trübe. Es litt sehr durch das Raubrittertum und die Pest, für die es sich aber dann durch besonders erbitterte Judenverfolgungen rächte.

Ueber das Aussehen Bretten zur Zeit Melancthons kann uns ein Merianischer Stich Auskunft geben, obgleich er hundert Jahre später entstanden ist, da die großen Verwüstungen der Stadt erst nach dieser Zeit stattgefunden haben. Dieser Stich zeigt ein schönes mittelalterliches Städtchen, um das eine Ringmauer mit vielen eingebauten und einigen größeren Stadttürmen lief, die gedeckt und mit Schießscharten versehen waren, aber auch als Glocken- und Uhrtürme dienten. Die besonders durch Anarisse bedrohte Nordseite war außerdem noch durch einen tiefen Stadtgraben und eine Palisade gesichert und stark geschützt durch den gewaltigen und heute noch vorhandenen fünfgeschossigen Pfeiferturm, auf dem die Bläser und Pfeifer den Wachtdienst verrieten und ihm den Namen gaben. Nachdem er lange Zeit als Stadtgefängnis gedient hatte, brannte er 1689 aus und seither beherrscht seine Ruine floßig und unschön das Stadtbild. Ein paar Schritte von diesem Gefängnis für mittelalterliche Gauner entfernt steht heute die Synagoge, nicht gerade schön und mehr einer kleinen Turnhalle ähnelnd. An der südlichen Mauer, der Felsseite der Stadt, stand und steht heute noch der sehr schöne und malerische dreistöckige Simmel- oder Hochdeutsch also: Rundturm, der heute die Hauptzierde des Miniaturstadtgartens bildet. Im Süden floß der „schmutzige, trübe“ oder wohl gleichbedeutend: der Salbach, teils unmittelbar an der Mauer entlang, teils durch sumpfiges Wiesengelände. In die Ringmauer waren verschiedene Tore eingelassen, die durch Türme geschützt waren und feste Brücken besaßen, denen wieder als Sicherung Wachhäuser und Zugbrücken über einen kleineren Graben vorgebaut waren. Das Hochgericht mit dem Galgen befand sich auf dem Hochwegberg, an der Straße nach Pforzheim. Dort liegende Gewanne heißen deshalb wohl heute noch erinnerungsschwer „Krähentanz und Schelmengrube“. Westlich vor den Mauern stand die Gottesacker- oder Kathrinenkappelle mit dem Leprosenhaus, wovon aber heute nur noch ein verwittertes Steinkreuz Zeugnis gibt.

Das ovalförmige Stadttinnere, in ungefährer Kreuzform von den zwei Hauptstraßen durchschnitten, bot das typische mittelalterliche Bild. Die Straßen und das Gewirr der Seitengassen waren ungepflastert, der südliche, also tiefergelegene Teil der Stadt war bei Regenwetter wegen unergründlichen Schlammes kaum zu begeben und durchwühlt von den frei sich herumtreibenden Schweinen. Fast alle Bürger hielten Vieh und hatten deshalb vor ihren meist aus Holz oder Fachwerk gebauten und mit Stroh gedeckten Häusern ansehnliche Misthäufen, die ganz ausgezeichnete Düngemittel für die Pest boten. Ein Innungswappen an einem Hause zeigte eine Innungsstube an. Kunstzeichen verrieten das Gewerbe der Bewohner, das sie in den unten gelegenen Handwerkerstuben oder auf offener Straße ausübten, während die oberen, oft mit Erkeren und Säulern geschmückten Stockwerke überhingen und mit den Giebeln beinahe zusammenstießen. An Inschriften haben sich noch der alte schöne Vers: „Wir bauen alle feste und sind nur fremde Gäste und so wir ewig solten sein, bauwen wir gar wenig hinein“ und der sinnige Spruch aus dem Jahre 1553: „Das Haus ist mein, ist auch nicht mein, nach mir kommt ein anderer rein, ist auch nicht sein“ erhalten. Das 1495 errichtete, mit einem hohen Dachreiter gezierte Rathaus enthielt im Erdgeschoss die Schrammenbänke der Metzger und Bäcker, im Obergeschoss den großen Saal für Sitzungen und Festlichkeiten. Es muß ein sehr schöner Bau gewesen sein, dessen Fenster-scheiben mit geätzten Bildern aus der Geschichte der Stadt und mit Bildnissen der Pfalzgrafen weithin berühmt waren und durch verschiedene Sagen berühmt geblieben sind. 1689 brannte auch das Rathaus ab und wurde durch das jetzt 1787 errichtete, später erweiterte und umgebaute in künstlerischer Hinsicht keineswegs gleichwertig ersetzt. Dem Rathaus gegenüber steht der schöne Marktbrunnen mit seinen vier wasserleitenden Nöhren und dem fandelaberartig aufsteigenden Brunnenstock von Sandstein, von dem eine der rührend, treuherzigen und einsichtigen mittelalterlichen Ritterfiguren, wie sie in schwäbischen Städtchen so oft zu sehen sind, unbeholfen und schwerfällig in die Welt guckt. In unserem Falle soll es der mit bairischem Wappenschild und Marttfahne bewaffnete Friedrich II. von der Pfalz sein.

Die Stadt- oder Stiftskirche St. Laurentius befindet sich auf der Südseite, wo das Gelände ziemlich steil abfällt, inmitten eines mit hohen Bäumen bewachsenen und von Mauern umgebenen Hofes. Der Turm, der sich mit seinen schönen Verhältnissen dem Stadtbild vortrefflich einfügt, ist mit Ausnahme des gotischen Aufsatzes der alte romanische Bergfried aus dem 12. Jahrhundert. Der den Katholiken überlassene Chor stammt aus dem 18. Jahrhundert und steht anstelle eines alten abgerissenen gotischen. Gotisch ist auch das protestantische Langhaus und die um 1500 wohl im Auftrage des in der Liesburg bei Kappelwinded beheimateten Bachschen Geschlechts errichtete und nach ihm benannte Bachsche Kapelle, die mit einigen sehr schönen, aber leider mit Lackfarbe überstrichenen Epitaphien geschmückt ist. Von dem Innenschmuck der Kirche hat sich kaum etwas erhalten, da sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wahrscheinlich auf Befehl des bilderfeindlichen Kalvinisten Friedrich III., nüchtern und kahl ausgeweißt und im Dreißigjährigen Kriege außerdem ein wertvolles Kreuzifix nach Spanien verschleppt wurde, wo es heute noch in der Barfüßerkirche zu Toledo hängen soll. Das mittelalterliche Bild der Stadt vervollständigte noch das neben der Kirche stehende Stein- oder Tempelhaus, wie es auch unbegründet hieß, ein dem Stadtvogt zur Wohnung dienender mehrstöckiger Steinblock, der auf dem Merianischen Stich auffällig dem Schloßerichloß zu Seimshelm ähnelt. An der Stelle des auch 1689 zerstörten Baues steht heute das „Amtshaus“ mit Bezirksamt und Amtsgericht, der ältere Bau schön und in edlen Verhältnissen, der moderne Erweiterungsbau dagegen äußerliche, hohle Architektur mit profziger Kuppel. In Melanchthons Zeiten waren außerdem noch ein Kosterhaus, das „Arme Spital“ und das auch in ganz kleinen Städtchen nie fehlende Frauenhaus vorhanden.

In diesem Städtlein wurde nun 1497 der Mann geboren, der zur weltgeschichtlichen Bedeutung heranwachsen und dessen Ruhm auch einen verklärenden Schimmer über seine Vaterstadt breiten sollte: Philipp Melanchthon. Es ist hier nicht der Platz, ein ausführliches Lebensbild dieses großen Gelehrten und Reformators zu geben, zumal er schon mit 10 Jahren seine Heimat verließ und für sein übriges Leben in nur ganz loser Verbindung mit ihr blieb. Seine weltgeschichtliche Mission erfüllte er von Wittenberg aus, wo er 1518 seine lateinische Antrittsrede hielt, der auch Luther zuhörte. Damit hatten sich die beiden Männer gefunden, welche die Führer der größten Revolution werden sollten, die bis jetzt die Welt gesehen hat. Es war das tragische Schicksal Melanchthons, daß seine zarte und friedliche Gelehrtennatur der ungeheuren Aufgabe als Reformator, die kaum der dämonische Wille und Feuergeist eines Luthers meistern konnte, nicht gewachsen war, daß sie aufgegeben wurde und schließlich unter ihr zusammenbrach. Die Beschreibung des Denkmals, das Bretten seinem größten Sohne anlässlich dessen vierhundertsten Geburtstags errichtet hat, wird Gelegenheit geben, noch einmal kurz auf sein Leben zurückzukommen.

Noch während der Kindheitszeit Melanchthons fährt der erste der vielen Kriege über seine Vaterstadt hin, unter denen dann das Städtchen so unfähig viel leiden mußte und die es oft bis an den Rand des Verderbens führten. In dem Baurischen Erbfolgekrieg wurde es von Herzog Ulrich von Württemberg belagert, der seine Geschütze, darunter das berühmte „Keterlin von Ulm“, recht kloßig und massive Steinkugeln in die Mauern des Städtleins speien ließ, dem aber die Brettener mit ihrem „Balduf“ so wacker Antwort gaben und sich außerdem bei einem Ausfall so schneidig und tapfer zeigten, daß der schwäbische Herzog durch einen Veraleich auf weitere Vorbeeren verzichtete. Mit dem wehmütigen Stofseufzer, den ein biederer Schwabe ausstoßen haben soll, als sein unvorsichtig vor die Mündung einer Feldschlange gehaltenes Kinnor beim Abfeuern auf immer von ihm Abschied nahm: „Au wat, au wat, noh Bretta, alaubets nau (wir), kumm ih joh nimme mai“ (mehr), mögen auch seine übrigen Waffenbrüder und Landsleute von dem städtlichen Bretten abgezogen sein.

Nicht ganz so dramatisch und heldenhaft, aber immerhin aufregend genug waren die Erlebnisse der Stadt während des Bauernkrieges. Schon um 1500 herum wiegelte Kofst Kris von Untergrombach die geknechtete und übermütigen Herren frohnende Bauernschaft zur Empörung auf. Doch wurde der alimrende Kufken, scheinbar wenigstens, wieder geföhcht. Aber umso furchtbarer loderte dann 1526 der Aufstand auf und breitete sich rasch vom Pfingstal über den Kraichgau bis weit hinein ins Fränkische und Schwäbische aus. Rinas um Bretten kam es zu graufigen Taten. Auch die Stadt selber, in die sich viele Kaufleute mit ihren Wagen geflüchtet hatten, wurde durch die Bauern schwer bedroht, mobilisierte aber energisch ihre ganze Bevölkerung einschließlich der halbwüchsigen Kinder und der Frauen gegen die äußere Gefahr, erwehrete sich aber auch auf orainelle Art der inneren, die von den Bessermännern und ewig Unzufriedenen drohte, indem nämlich der Rat sich einfach von diesen unberufenen Kritikern die 12 Hauptnörster beordnete und sie auf diese Weise unschädlich machte: „mehrereils die, die am meisten Geschraus machten und denen man sunst das Maul nit verstopfen kundt.“ Aber der Grundfehler des ganzen Bauernaufstandes, das Fehlen realer Organisation, zeigte sich auch sehr stark vor Bretten, und so gelang den Bauern die Einnahme der Stadt nicht. Mit der Uebergabe von Bruchsal wurde dem Aufstand in jener Gegend das Rückrad gebrochen, und die Brettener wurden „ihres Wohlhaltens wegen von manniach hoch gepriesen und von jedermann gerümbt und bekamen hiermit ganz ein aut Geschren.“

In die bis jetzt geschilderte Zeit muß auch die bekannte Sage vom Brettener Hund geleast werden. Schon auf einem spätgotischen Pöhiament eines Strebebeilers neben der Bachschen Kapelle an dem Chor der Stadtkirche, ganz in einen Mauerwinkel verkrochen, tritt uns dieses Wahrzeichen der Stadt in Stein gehauen entgegen. Feist und phlegmatisch haßt der Mops in seiner lustigen Höhe, schaut aber lange nicht so wehmütig in die Welt wie sein jüngerer Bruder auf dem 1880 errichteten, ganz ordentlichen Hundebrunnen, wo er offensichtlich seinen Schmerz über sein dem Heile der Stadt geopferetes Schwänzchen noch nicht verwunden hat. Die Sage, deren Ursprung unbekannt ist, lautet ungefähre: Einem die schon stark ausgehungerte Stadt belagernden Heer soll von den Bürgern ein fetter Hund zuerworfen worden sein als lebender Beweis dafür, daß die Eingeschlossenen, Leute wie Vieh, noch herrlich und in Freuden lebten. Der schlaue Einfall war auch vom Erlösa gekrönt, denn der Feind zog ab, doch nicht, ohne zuvor an dem unschuldigen Beweismittel seine Rut geköhlt zu haben. Prompt kam der Köter wieder über die Stadtmauer geflogen, doch seine Hauptzürde, das Schwänzchen, fehlte, denn das hatten ihm die Feinde aus Rache abgehakt. Dafür lebt aber auch dieser Heldenmops, wie es sich gebührt, in Sage und Dichtung weiter. Bruchstücke aus zwei langen Gedichten mögen wenigstens einen kleinen Beariff von der dichterischen Verarbeitung dieser heroischen Tat geben: „Am Schweif des Hundes las man klar / sinnvoller Reime Doppelpaar. / Ihr meint, wir litten Angst und Not / und droht uns feig mit Hungertod, / euch saut der Hund, ein lust'ger Bot / in Brettheim gibts noch Mut und Brot. / Dies schnitt dem Feind wie scharfer Dorn / durchs Herz und mächtig wuchs sein Born: / Der hide Herold ward gepackt / und stracks sein Wedel abgehakt.“ Aber die Brettener sehen es, wie ein anderes Lied erzählt, an Dank nicht fehlen: „Doch um dem Stündlein für die Tat / ein Denkmal zu erbauen, / beschloß hierauf der Magistat, / sein Bildnis auszubauen. / So steht man jeko spät und früh / am Dache Sankt Laurentii / den Hund, den immer fetten: / Das ist der Hund von Bretten.“

Als nach dem Siegeszuge der Reformation die katholische Reaktion einsetzte und ganz Deutschland ein riesiges flammendes Schlachtfeld wurde, geriet natürlich auch Bretten in diesen blutigen Wahnsinnsstrudel und hatte Unfähliches zu leiden. Von einer Hand fiel es in die andere. Kaiserliche Feldherren besetzten es und lezten seine Befestigungen teilweise nieder. Dann eroberten es wieder die Franzosen, aber nur, um gleich

darauf von der Soldateska Tillus niedergemetelt zu werden. So gina es in bunter Reihe weiter.

Doch am furchtbarsten suchte das Schicksal Bretten im Orleanischen Kriege heim. Als auf des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. Befehl 1689 die ganze Pfalz aufloderte in Flammen, die selbst die Ströme des in böhnischer Grausamkeit vergossenen Blutes nicht zu löschen vermochten, fiel mit zahllosen anderen Städten und Dörfern auch Bretten den französischen Nordbrennern und Senferstnechten zum Opfer. Beim Heranrücken der französischen Uebermacht tranken sich die Brettenener zunächst einmal mit der entsprechenden Menge Wein den für die ganz aussichtslose Verteidigung nötigen Mut an. Die Wache auf dem Pfeiferturm tat nun des Guten etwas zu viel und lud in ihrer Betrunktheit und verwirrten Elle ihr großes Geschütz doppelt, so daß es natürlich beim ersten Schuß schon in tausend Stücke flog. Damit war jeder Widerstand zu Ende, und die Stadt mußte sich auf Gnade und Ungnade den unmenschlich harten Bedingungen unterwerfen, von denen die grausamste kurz und bündig lautete: Die Stadt wird geplündert und verbrannt. Während der Plünderung wurde die ganze Bevölkerung in der Kirche zusammengepackt, jeder einzelne wurde dabei noch besonders ausgeraubt, und dann wurden sie alle ohne jegliche Habe „wie das Vieh“ zu den Toren hinausgetrieben und mußten aus der Ferne der Vernichtung ihrer Heimat zusehen. 1697 machte ein kaiserlicher Befehl mit der Begründung: „Alle Plätze, die dem Feinde nützen, uns schaden können, müssen zerstört werden“ der alten Festungsherrlichkeit Brettens ein Ende, alle noch vorhandenen Türme und Mauern wurden gesprengt, aus einer festen Stadt wurde ein offenes Dorf gemacht. Von 287 Bürgern im Jahre 1688 lebten nur noch 80, die andern waren Hungers gestorben. „Man hört ihn nichts als Klagen, Heulen und Weinen“, so klagt es immer wieder düster aus jener Zeit auf.

Im Spanischen Erbfolgekriege wurde das orleanische Vieh nur fortgesetzt: „Einquartierungen, Requisitionen, Brandschabungen und Kriegssteuern“, so lautete die Melodie, und: „zahlen, zahlen, zahlen“ der monotone Refrain. Man muß sich nur wundern, wo das Städtchen überhaupt den Mut hernahm allein zu dem Veruche, seinen ihm aufzuzunehmenden Verpflichtungen nachzukommen. In der Zeit des nun folgenden ärmlichen Absolutismus hatte Bretten fast ebensoviel durch landesherrliche Schikanen und Erpressungen zu leiden, weswegen auch die französische Revolution als Erlösung aus unerträglichem Druck empfunden und begrüßt wurde. Doch die daraus entstehenden Kriege fielen als kalter Reis auf diese frühlingsfrohen Freiheitsgefühle und das Städtchen hatte wieder einmal furchtbar unter den Kriegslasten zu leiden. 1799 wurde der Rhein Deutschlands Grenze. Die Kurpfalz verlor ihre linksrheinischen Besitzungen und mußte außerdem die Oberämter Heidelberg, Ladenburg und Bretten am Baden abtreten. Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 sanktionierte diese Hoheitsverchiebung, und damit war Bretten aus seiner 450jährigen Zugehörigkeit zur Kurpfalz ausgeschieden und endgültig badisch geworden. Die härteste Zeit war nun für die Stadt vorüber, und sie nahm nun als badischer Besitz einen reichen Aufschwung, für den sie mit Recht dankbar sein konnte. Einige gutgemeinte Fürstendekmalen bringen diesen Dank auch äußerlich zum Ausdruck.

Das moderne Stadtbild Brettens zeugt nicht mehr die Einheitlichkeit und schöne Geschlossenheit, die es im Mittelalter besaß. 1689 sank die mittelalterliche Schönheit der Stadt in Schutt und Asche. Was in den folgenden armen Zeiten aufgebaut werden konnte, zeugt nicht gerade von Glanz und Reichtum, und auch die modernen Bauten ragen über einen durchschnittlichen Baumeisterstil nicht hinaus. Das alte lutherische Kirchlein könnte schön sein, wenn es nicht so verwahrlost wäre. Der Marktplatz, in den das ziemlich farblose und nichtsfagende Rathaus wie eine Halbinsel hineinragt, wird durch ein paar dort zusammenlaufende Straßen gebildet, ist aber seiner Anlage nach ziemlich verunzlicht, und außerdem noch durch einige wenig schöne Backsteinhäuser verunstaltet. Befriedigend wirkt nur die eine Ecke mit dem Brunnen und den dahinterliegenden schönen Fachwerkhäusern. Noch stimmungsvoller wäre dieser Winkel geblieben, wenn man das Melanchthon-Gedächtnishaus in seiner Bauart ihm angepasst und ihm eine dem Geburtshaus ungefähr entsprechende Gestalt gegeben hätte, was durch eine einfache Instandsetzung des noch 1896 stehenden alten Hauses, selbst mit Berücksichtigung des Museumszweckes, leicht hätte erreicht werden können. Denn der nun an dessen Stelle nach mancher Fährlichkeit und öfterem Wechsel des Architekten im neugotischen Stile zur Feier des 400. Geburtstags Melanchthons errichtete Notstandspalast wird dem schlichten und bescheidenen Wesen Melanchthons lange nicht so gerecht, wie es das ehrwürdige Bürgerhaus geworden wäre, an das nur noch ein verwitterter Balken mit der Inschrift: „Dei pietate natus est in hac domo doctissimus Philippus Melanchthon“ erinnert. Im übrigen wurde mit anerkanntem Eifer alles verwendet, was irgendwie in Beziehung zu dem großen Sohne der Stadt stand. Die zweiportalige, mit Galerie, Gattürmchen, Mosaikbildern und vielen Wappen geschmückte Fassade trägt als Inschrift: „Gott zu Ehren, Me-

lancthon zum Gedächtnis, errichtet von der evangelischen Christenheit“ und des Reformators Wahlspruch: „Mit Gott für uns, wer mag wider uns sein“ und läuft über das mit grünen Ziegeln bedeckte Dach in eine mächtige Kreuzblume aus, die das Wappensymbol Melanchthons: die erhöhte Schlange, das heilbringende Zeichen des alten Bundes trägt. Im Erdgeschoss befindet sich die große Gedächtnishalle mit Kreuzgewölbe und schönen gotischen Säulen, einem reichgeschmückten Marmoraltaar und den Standbildern der Reformatoren Luther, Melanchthon, Calvin, Bugenhagen, Brenz, Huber und Jonas. Den schönsten Schmuck jedoch bilden die Fresken des Kunstmalers Groh aus Karlsruhe, die Szenen aus dem Leben Melanchthons darstellen. Den Stoff zu dem Bild aus der Jugendzeit — der kleine Philipp in Pagenfrisur mit seiner kräftigen, jugendlichen Mutter, seinem Großvater und einigen verstorbenen Vagantenstudenten am Marktbrunnen — gab wohl ein alter Bericht: „Philippus lernete ... seine Grammatik wol, daß er sein fertig drinnen war. Zu der Zeit zogen die großen Vaganten im Lande hin und wieder. So denn einer nach Bretten kam, so hegte der Großvater Philippum mit Disputation an ihn. Es war aber selten einer, der ihn bestehen mochte.“ Die zwei nächsten Bilder zeigen die Taten des Mannes als Reformator und Gesehrier. In einem Saale unter einem Gobelinhalsbaldachin, inmitten von Kardinalen, Bischöfen, Kurfürsten und Rittersn, sitzt Kaiser Karl V. und läßt sich auf dem Augsburger Konfessionsreichstagg von seinem vor ihm knieenden Kanzler das protestantische Glaubensbekenntnis, die von Melanchthon verfaßte Augsburger Konfession, vorlesen. Auf dem dritten Bild wehlt der Präceptor Germantiae die Schule in Nürnberg ein. Das Schulwesen war ja immer Melanchthons liebtes Kind gewesen: „Das Leben eines Schulmanns“, schreibt er einmal, „ist weniger ansehnlich als das Leben des Hofmannes, aber er macht sich mehr verdient um das menschliche Dasein; denn was ist nützlicher, als junge Gemüter mit heilsamer Lehre erfüllen von Gott, von der Natur der Welt Dinge, von den guten Sitten? Das ist das einzige Licht unseres Lebens.“ Aber das ein Schulmeister schon damals nicht auf Rosen gebettet war, zeigt deutlich dieses Nürnberger Bild, auf dem die haare Schwindsuchtsgestalt Melanchthons im dürftigen Talar und schwarzem Barett nur zu sehr abticht gegen die dicken, wohlgenährten Nürnberger Kaufleute in ihren üppigen, pelzverbrämten Mänteln. Auf dem kleinen Bild über der Tür sehen wir den eingeklinkten und furchtbar bleichen Melanchthon auf dem Krankenbett, vor dem sein starker Freund Luther steht und schmerzvoll den Blick gen Himmel richtet. Doch am ergreifendsten wirkt das letzte Bild: Melanchthon ist als betrübter, aber auch müder und hoffnungsloser Mann in die Heimat zurückgekehrt. Im Abendsonnenschein liegt das friedliche Städtchen im stillen Tal vor ihm, bunte Wäldchen wandern am Himmel und weit hinten träumen Wälder und Berge. Auf blumiger Wiese halten zwei Reiter und blicken ergriffen auf den neben seinem Schimmel knieenden, in einen schwarzen Talar gehüllten Melanchthon, der voll Andacht die Hände faltet und mit voll dankbarer Freude verklärtem Gesicht zum Himmel schaut. Was für Gedanken mögen wohl sein Herz bewegen? Ob er vielleicht nicht besser getan hätte, als braver Bürger im Städtchen zu bleiben und die Starken die Kämpfe der Welt ausfechten zu lassen? Ging doch wie ein trübes Leitmotiv das Wort, das er einmal an seinen Bruder geschrieben hat, durch sein Leben: „Fast möchte ich glauben, daß ich unter einem unglücklichen Himmelszeichen geboren bin, denn gerade das, was mich am meisten betrübt, muß ich erfahren. Armut, Hunger, Verachtung und andere Nebel will ich gern ertragen, aber was mich ganz niederdrückt, ist Rant und Streit.“ Die andern Räume des Museums sind von geringerer Bedeutung. Das Städtzimmer prunkt mit 121 farbenprächtigen Wappen von Städten, die in irgendwelcher Beziehung zu Melanchthon gestanden haben, wirkt aber eher interessant als schön. In den mit schlechten Wandbildern verunzierten Theologen- und Humanitätszimmern ist eine große Bibliothek reliquärer und religionsgeschichtlicher Werke aufgestapelt, darunter prachtvolle Schweinsleder- und Pergamentbände, aber die meisten von so beängstigender Dicke, daß man auf ihre Lektüre gerne verzichtet. Sehr schön dagegen ist wieder das Fürstenzimmer, das mit seiner gobelntartigen Wandverkleidung, der reich paneelierten Eichendecke und den vielen wertvollen Originalbildnissen zeitgenössischer Fürsten einen durchaus abgedehnten und vornehmen Eindruck macht. Außerdem sind in Schaufächern viele alte Stiche und Drucke ausgestellt, die ein sehr lehrreiches Bild von jener kampfesfrohen und opferbereiten Zeit geben. Unter einem farbigen Holzschnittsbildnis Melanchthons auf einem fliegenden Blatt steht folgende kurze und treffende Charakteristik dieses Mannes: „Der Herr Philippus Melanchthon / War von Leib ein klein Person / Sehr groß doch am Sinn und gemüt / Und gar sanftmütig und wol güt . . . / Zum Frieden ward er stets genaigt / Wie dann sein ganzes Leben zeigt / In guttem Alter er verschied / Sanftmütiglich in rhu und frid.“ In dieser Auffassung, als stillen Gelehrten, zeigt ihn auch das schlichte Denkmal, das ihm seine Vaterstadt vor der Volksschule gesetzt hat.

Und Bretten hat schließlich auch allen Grund, seinem großen Sohne dankbar zu sein, denn ohne ihn hätte die Stadt doch

kaum Namen und Bedeutung in der Weltgeschichte erlangt. Auch heute muß es noch von seinem mittelalterlichen Ruhme zehren, denn nur ganz langsam vollzieht sich die Entwicklung von einem kleinen Landstädtchen zur Industriestadt mit Eigenbedeutung. Berücksichtigt man das Fehlen von nennenswerten Wasserkräften und den Mangel an lockenden Naturschönheiten — „krumm und bucklig wie Bretten“, lautet außerdem ein böshafte Sprichwort —, so ist leicht einzusehen, daß die Bedingungen einem raschen Aufblühen nicht gerade günstig sind. Aber trotzdem erfreut sich das Städtchen eines abgedehnten und behäbigen Wohlstandes. — Kann es sich doch sogar heute noch den Luxus von mehreren Festungen erlauben, die schwungvoll

das stark zerklüftete Parteilieben Bretten beherrschen — in dem noch viele Originale ein verantwärtliches Dasein fristen, von denen ja auch schon manche in der Literatur verewigt sind. So sollen Madlingers „Steinacher Deut“, die Bert Johos Reichenstift so ergötlich verlebendigt hat, in ganz naher Verwandtschaft mit den Brettenern stehen, und auch Romeos Das von Bretten hat schon einen gewissen berücksichtigten Ruhm gewonnen. Daß man aber den Mädchen von Bretten, ähnlich wie denen von München-Gladbach, manche weiblichen Eigenschaften abspricht, ist pure Verleumdung, denn nach meinen allerdings leider nur geringen Erfahrungen ist eher das Gegenteil der Fall.

B. N. Schmidt / Ein Dichterleben.

Die schmale Hand der Mutter strich über Hölderlins Waden. Es war Schmerz in der Plekfosung, der ärztliche Schmerz einer Anklage. Die Liebe der Mutter bettelte um Verzicht. Der kleine Knabe fühlte aus der Unrast der Finger, die seine Waden zerwühlten, um sie wieder zu glätten, den Sturm in der Seele der Mutter. Er fühlte es mit Schmerz und Wollust, so geliebt zu werden, und dennoch, dennoch.

Und wieder kam er über ihn, der blühende Traum von seinem Dichtertum. Nieselnd fiel er auf ihn herab wie Blütenblätter fallen, von denen man nicht weiß, woher der Wind sie trägt. Verzichten hieß: in Knechtschaft, in Ketten gehen, ein Sklave des Lebens sein.

Hölderlin richtete sich auf, seine Augen leuchteten und gleich einem strahlenden Gott trat er unter das Tor der Welt. Festlich war seine Seele angetürmt mit den Träumen seiner Zukunft. Hinter ihm lag das Gestrüß, die blühende Jugend, vor ihm das Land seiner Hoffnungen, das Morgen, die weite Welt.

Nicht mehr Jüngling und noch nicht Mann, hatte sein ebenmäßiges, verträumtes Antlitz etwas Mädchenhaftes, seine Gestalt war schlank, seine Bewegungen grazios, seine Seele war die Seele seiner Mutter.

Behütet von Jugend an gegen Häßlichkeiten und Widerwärtigkeiten, alch die Welt, in welcher er lebte, einem abgeschlossenen Garten, darin die seltsamsten Blumen blühten.

O du erste, goldene Jugend des Dichters. Da er auf lächelnden Wiesen überhanen und überriekt von dem Duft blühender Zweige, so segelten seine Gedanken gleich einer weißen Wolke am blauen Himmel dahin, oder der stille Flügel schlag eines Sperbers trug ihn über die Einsamkeit schweigender Wälder.

So war Hölderlins Leben ein Traum, ein Traum ohne Anfang und ohne Ende. Es war kein Schmerz in seinem Leben als der eine: Seiner Sehnsucht keine Erfüllung zu finden. Alles zerfloß ihm unter den Händen, wich vor ihm zurück, wenn er Besitz davon ergreifen wollte.

Die Kulturen vergangener Völker wurden ihm wieder lebendig, und die Schönheiten verkloppener Jahrtausende nachführend, erging er sich in Phantasien und Schwärmereien, das Tote belebend mit dem pulsenden Schläge seines singenden Ventes, aber die Schatten kehrten wieder zu den Schatten zurück und ließen ihn einsamer denn je.

Auch die Liebe hatte ihm schon gelogen. Er war noch halb ein Knabe gewesen, als sie auf ihn zutrat. Urewiger Sehnsucht voll bog er sie lächelnd in seine Arme, unschuldig zärtlich wie ein Kind, das im Krüßling einen blühenden Zweig zu sich herniederzieht, um sich an Farbe und Duft zu berauschen. Um diese Zeit ward er zum Dichter.

Sein reifamer Geist dichtete die Gestalt seiner Geliebten in hundert andere Gestalten um, er schuf sich Schmerzen und Leidenschaften, wo keine waren, schwelgte im Himmel erhabenster Gefühle, und erwachte endlich mit dem dumpfen Bewußtsein, seine Liebe an ein Traumbild geknüpft zu haben.

Nun aber brannte nichts mehr in ihm als die lange, stumm ertragene Qual, zu Höherem berufen zu sein. Ein dunkles Schicksal sprang in ihm auf, schrie ihn an und führte ihn hinaus in den flutenden Strom des Lebens.

Die Götter wollten ihm wohl. In rauschenden, brandenden Strömen floß das Licht des Himmels auf ihn herab, hob ihn empor aus der Menge und stellte ihn neben zwei Dichtergestirne, deren Aufstieg er einst bewundert hatte.

Aber sein zärtliches Leuchten verblaßte vor dem Glanze dieser beiden Gewaltigen, ihre Nähe verwirrte ihn, angezogen und abgestoßen zugleich, fühlte er seinen eigenen Wert und Unwert als drückende Last und suchte Befreiung vor sich selber in einer glühenden Tat.

Ein großes Werk schrie in ihm auf. Eines Nachts hatte er einen seltsamen Traum. Seine Seele war im alten Grie-

chenland unter dem ewigen Himmel der klassischen Schönheit. Aus schäumender Meerflut erhob Archipelagus sein Haupt, von Salamis Ufern herüber erlang der Steg griechischer Waffen. Hölderlins Herz wurde lauchzend und groß.

Als er erwachte, begann er den Entwurf zu seinem Hyperion. Vor seiner Seele stand die Geliebte seiner Sehnsucht und all seine Sinne glühten vor trunkenen Begeisterung, Welt, Zeit und Raum verachsend, hielt er seltene Zwiesprache mit seiner Seele und dem ewigen Wechsel und Wirken der Natur. Aus diesem Taumel des Glückes riß ihn ein Brief seiner Mutter, wieder stand mit schmerzlicher Liebe das eine brennende Wort darin: „Verzichten“.

Vor Hölderlins Augen stand die Not. „Wie lange willst du noch dichten und träumen,“ sprach er zu sich selbst. „Wie lange willst du noch bei deiner Mutter betteln gehen, damit sie dich kleide und nähre?“ und er ward traurig und seine Augen waren überschattet von den Schmerzen seiner Seele.

Sein Dichtertum gab ihm keine Möglichkeit, seinen Unterhalt zu bestreiten. Ein Freund, dem er sein Schicksal schilderte, vermittelte ihm eine Stelle als Erzieher. Hölderlin nahm sie an.

Zwei Knaben wurden ihm anvertraut, anvertraut aus den Händen einer jungen, schönen Mutter.

„Welch ein Madonnenkopf“, rief Hölderlins Herz bei ihrem Anblick. „Ist das nicht Diotima, die Sehnsucht meiner Seele,“ sprach er zu sich selbst. „O ihr Götter, die Himmelische lebt, welcher Stern oder Unstern führte mich zu ihr?“

Wenn er mit großen Worten die Knaben lehrte, wenn seine Seele glühte vom Feuer der Begeisterung für alles Große, Schöne und Edle, wenn er heraustrat aus der Stille seines Weisens in die farbige Entzückung — welch Frauenhera, von gleichen Gefühlen und Schauern beseelt, mochte ihm entgegen treten, ohne mitzuschwingen? Der schönen Frau entsagte kein Wort, das den Kindern zu groß oder zu fein war. Ihre Seele füllte sich gleich einem Kelche. Heilig hielt sie seine Worte in ihrem Herzen, bis die Stunde kam, wo sie Mund an Mund den glühenden Odem ihrer Seelen tranken. Und wieder kam der Traum aus dem fernen Griechenland über ihn. Diotima schritt an seiner Seite, nicht mehr einsam war seine Seele!

Und doch, langsam kam auch hier das Erkennen. Diese Liebe war Schmerz, war Qual. Zu welchem Ende sollte sie führen? Die Geliebte lag in Ketten, in Fesseln lag ihr schöner Leib, und Hölderlin kniete vor ihr, betete an und weinte.

Und auch hier kam das Ende. Die Moral verdächtigte ihn und jagte ihn von der Geliebten. Wieder stand er allein, allein mit sich und seiner Dichterkraft. Sein Hyperiontraum ging zu Ende, neue Bilder rangen in ihm.

Dunkle Schatten drohen ihm zu überflügeln, wenig Sonne mehr ist in ihm, an einem letzten großen Werke erlahmt ihm die Kraft. Umsonst fleht er die Götter, die Gewaltigen an, ihm einen Sommer, einen Herbst nur zu reifem Gesange zu öffnen, sie erhören ihn nicht.

Unentwirrbar verstriden sie den Geist des Herrlichen in hämische Nebe. Die Fackel, die er der Menschheit so glühend vorantragen will, erlöcht in seinen Händen.

Kein erlösender Tod tritt auf ihn zu, Wahnsinn und Nacht halten ihn umfassen, lindernd vielleicht, wie eine Mutter ihr Kind, denn Diotima stirbt zur selben Zeit, als sich Hölderlins dunkles Geschick erfüllt.

Ueber den Sternen aber stehen seine Worte, über den Sternen und über allem Geschehen die Worte Hyperions, der toten Diotima geweiht:

„Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Tränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Lüne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohlklang, Natur! Wer reißt den? Wer mag die Liebenden scheiden?“

Wie der Zwist der Liebenden sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.“